

Antje Göhler

# Salziger Wein

Roman

*Leseprobe: Kapitel 10*

 heptagon

## Salziger Wein

Mit der *Erika* hatte Bettina ein Instrument in die Hände bekommen, mit dem sie ihren Schreibversuchen einen ernsthaften Anstrich geben konnte. Sobald sie ein Gedicht für gelungen hielt, tippete sie es auf der *Erika* ab, es war dann zwar noch nicht gedruckt, wirkte aber doch ein wenig so als ob. Für Bettina jedenfalls erhielt es dadurch etwas Gültiges, Druckreifes.

Das Lesen freilich dominierte auch weiterhin das eigene Schreiben. Und dafür war nach wie vor die Stadtbibliothek in der Breiten Straße ihr liebstes Refugium.

Sie fühlte sich immer stärker zu Gedichten hingezogen, kaufte sich mitunter einige schmale Bände mit DDR-Lyrik und trug ständig Ausgaben von *Poesiealbum* und *Temperamente* mit sich herum. Aber auch die Texte einiger Liedermacher und Bands hatten es Bettina angetan, die Songs bildeten gewissermaßen den *Soundtrack*, wenn sie in der Stadt unterwegs war. Und sie war viel unterwegs, oft noch spätabends wegen ihrer Schachwettkämpfe mit anschließendem Palaver über Gott und die Welt.

Fürs Lesen zog sie S- und U-Bahn vor, auch in der Straßenbahn ging es ganz gut, im Bus aber überhaupt nicht. Darum nervte sie Schienenersatzverkehr, während der nachts fast schon normale Pendelverkehr ihr nur wenig ausmachte. Man verlor dabei zwar viel Zeit und stand ewig auf zugigen Bahnsteigen herum, aber auch dort ließ es sich gut lesen.

Das große Korridorbücherregal in der Mellensee erwies sich als Fundgrube für Gedichtbände und Anthologien vieler Epochen und Bewegungen. Geradezu elektrisiert hatte sie vor Jahren ein schwarzer Reclamband mit dem Titel *Menschheitsdämmerung*.

Bettina durchforstete nach und nach die gesamte Bücherwand, zahlreiche Bücher ihres Vaters blieben für sie

zwar unerreichbar, da sie sich in seinem Arbeitszimmer befanden. Aber zu Gedichten gab der Vater ihr neuerdings ab und an Hinweise, die Bettina begierig aufsog und wodurch sie sich ihm nahe fühlen konnte, meinte sie doch, dass auch ihr Vater in jungen Jahren vielleicht eine ähnliche Lyrik-Phase durchlebt hatte wie sie jetzt. Sie fragte ihn nicht direkt danach, da er wegen seiner Arbeit ohnehin kaum ansprechbar war, aber sie spürte es, wenn er ihr mal ein Büchlein in die Hand drückte, so wie das von August von Platen, oder wenn er sich sogar die Zeit nahm, Verse laut vorzulesen, so wie das Abschiedsgedicht von Sergej Jessenin und Wladimir Majakowskis Antwortgedicht darauf. Der Zusatz ihres Vaters, dass auch Majakowski Jahre später freiwillig aus dem Leben gegangen ist, hatte Bettina aufgewühlt.

Sie hatte erst kürzlich sein Stück „Schwitzbad“ im *Deutschen Theater* gesehen und sich danach den Reclamband dazu gekauft, auch dieser gehörte nun zu ihren ständigen Begleitern durchs nächtliche Berlin. Ähnlich verhielt es sich mit Bulgakows „Der Meister und Margarita“, sie hatte sich die Bühnenfassung in der *Volksbühne* gemeinsam mit Henry angeschaut. Aber erst die *TdW*-Ausgabe und das von Ralf Schröder verfasste Nachwort hatten den Funken vom Roman auf Bettina überspringen lassen. Sie hat seither immer mal über den Anspruch nachdenken müssen, nicht nur grandiose Literatur zu verfassen, sondern auch auf diese Weise darüber schreiben zu können.

Bettina genoss die wenigen, aber intensiven Theaterbesuche mit Henry sehr; die Vorschläge kamen von ihr, und sie besorgte auch die Karten. Einmal konnte sie ihm eine besondere Freude machen: Für den Heinrich-Heine-Fan war Eberhard Esches *Wintermärchen*-Interpretation im *DT* ein Ohrenschmaus.

Verstörend für beide, und dennoch von der Atmosphäre faszinierend, war ein *Antikefest* in der *Volksbühne*.

Eine Schauspieltruppe vom *Landestheater Schwerin* zeigte mehrere Stücke, unter anderem die *Troerinnen* des Euripides. Der nahezu ununterbrochene Klagegesang war in seiner Intensität nur schwer zu ertragen. In den Pausen gab es auf dem Vorplatz frische Brötchen und Suppe aus der Gulaschkanone, die Leute unterhielten sich angeregt und verteilten sich auf dem Rosa-Luxemburg-Platz. Bettina schaute in Richtung der Leuchtreklame vom Kino *Babylon* und kniff die Augen zusammen, sie stellte sich die Menschen in Umhänge gehüllt vor, die über die *Agora* schlendern und sich mit denen mischen, die gerade aus dem Untergrund des U-Bahnhofs emporsteigen. Bettina erzählte Henry davon, hätte gern das Bild mit ihm zusammen weiter ausgeschmückt, doch der hatte keinen Sinn dafür. Da kehrte auch Bettina in die Gegenwart zurück, und das hieß in eine gewisse nervöse Stimmung. Denn so gern sie solche Abende mit Henry verbrachte, wegen einer Sache war sie ständig beunruhigt. Henry, der eigentlich auch während seiner Kurzurlaube Uniform zu tragen hatte, hielt sich nicht daran und ging jedes Mal in Zivilkleidung mit. Bei einer etwaigen Kontrolle hätte er seinen Wehrdienstausweis vorzeigen müssen und sich höchstwahrscheinlich großen Ärger eingehandelt. Er machte sich sogar über Bettinas Besorgtheit lustig, die sie im Übrigen mit seiner Mutter teilte. Auch Bettina war das Paradoxe an der Situation bewusst: Sie, die sich nirgendwo unterordnen wollte, sich nonkonformistisch gab und sich darauf auch nicht wenig einbildete, verließ hier der Mut, und verzagt befürwortete sie gerade das, was ihr zum Symbolwort alles Nervenden und Gängelnden geworden war: die *Uniform*. Er hingegen, der Pflichtbewusste, der sich aus innerer Überzeugung dem Partei- und Armee-reglement fügte und seine Uniform aus freien Stücken anderthalb Jahre länger zu tragen bereit war, zeigte sich an dieser Stelle widerspenstig.

Sie wurden zum Glück nie kontrolliert, und waren sie der S-Bahn am Betriebsbahnhof Rummelsburg entstiegen, fiel die Nervosität von Bettina ab, denn dann lag nur noch der etwas mehr als ein Kilometer lange einsame Heimweg vor ihnen. Der erste Teil des Wegs war wenig beleuchtet und daher ständiger Anlass zur Sorge für Bettinas Mutter, wenn sie die Tochter üblicherweise allein unterwegs wusste. Dabei war es egal, welche der beiden Möglichkeiten man wählte: ob man also die große Brachfläche linker Hand ließ und am Bahndamm und dem inoffiziell genutzten Schul-sportplatz entlanglief oder ob man besagte Brache rechter Hand ließ und am ehemaligen Schulgarten und schließlich an der *Wolodja-Dubin-in-Oberschule* vorbeikam. Dann erst spendeten mehr Laternen Licht, und dann war auch die Mellensee schon fast erreicht, wobei ihr Wohnblock zur Straße zu der vierte und letzte war.

Ihre Gespräche auf dem nächtlichen Weg zu Fuß waren unbeschwert und manchmal sehr persönlich, wobei Henry in Abwehrhaltung ging, als Bettina einmal die Rede auf Lutz brachte, ähnlich, wie dieser es seinerseits in Dresden getan hatte.

Bettina bedauerte es sehr, dass Henry und Lutz untereinander keinen Kontakt mehr hatten. Sie fühlte sich mit ihnen gleichermaßen freundschaftlich verbunden, und ihrer Vorstellung nach sollte das auch zwischen den beiden so sein, vielleicht sogar ein bisschen mehr. – –

Als Henry wieder einmal auf Kurzurlaub da war, überredete sie ihn, mit zu einer Lesung in der *Berliner Stadtbibliothek* zu kommen. Heinz Kahlau würde dort aus seinem „Lob des Sisyphus“ lesen. Das war einer jener schmalen Gedichtbände, die Bettina ständig mit sich herumtrug. Über das Titelgedicht in Verbindung mit dem Umschlagbild nach Wolfgang Mattheuers Gemälde „Die Flucht des Sisyphus“ zermarterte sie sich den Kopf, es blieb ihr rätselhaft und war vielleicht gerade deshalb von

Sogwirkung auf sie. Der große Veranstaltungssaal der Bibliothek war bis auf den letzten Platz gefüllt; es gab viele Fragen und eine anregende Diskussion. Bettina und Henry waren sehr beeindruckt; sie unterhielten sich auf dem Heimweg noch ausgiebig über einzelne Gedichte aus dem Band. Vom Betriebsbahnhof Rummelsburg aus liefen sie diesmal am Bahndamm entlang und kamen so an einigen Kleingärten vorbei, den Überbleibseln der einst riesigen Siedlung, die dann dem *Hans-Loch-Viertel* hatte weichen müssen.

Im Funzellicht einer Laterne las Bettina Henry zwei Verse aus Kahlaus Gedicht „An Kleinbürgergräbern“ vor: *Ihre Kraft zu vergeuden für einen Broterwerb. / Ihre Zeit zu vergeuden für einen Schrebergarten.*

Die Stellung und Wiederholung des Verbs *Vergeuden* ließen sie an das *Werden* im *Sisyphus*-Gedicht denken: *Das Haar muß geschnitten werden. / Die Teller müssen gespült werden.*

Plötzlich durchzuckte sie der Gedanke vom *Sisyphus als Kleinbürger*. So konnte es zwar nicht gemeint sein, dafür war die Aussage des Kleinbürgergedichts viel zu negativ, aber nimmt man das zweite Gedicht hinzu, widersprach sich Kahlau doch eigentlich selbst. Bettina jedenfalls glaubte endlich den Schlüssel für das *Sisyphus*-Gedicht gefunden zu haben. Sie wünschte sich zurück in die Lesung in der Stadtbibliothek; sie hätte Heinz Kahlau jetzt gern direkt darauf angesprochen, aber hätte sie sich ihm verständlich machen können?

Henry zumindest verstand Bettina nicht, oder doch nur in einer Hinsicht: in der ihnen gemeinsamen Ablehnung von allem Spießigen und Miefigen. Darunter zählte für beide auch das *weite Feld* von Ehe und Familie. Woher Henrys Vorbehalte rührten, wusste Bettina nicht, sie konnte nur vermuten, dass das Datschenleben und sicher auch die unterschiedliche Mentalität seiner Eltern eine Rolle spielten.

Ihre eigene Sicht auf diese Dinge hatte Bettina aus der Literatur gewonnen. Aber sie kannte es auch nicht anders von ihrem Vater, der bei passenden wie unpassenden Gelegenheiten über die Institution Ehe entweder lästerte oder sich voller Bitterkeit dazu äußerte, nicht selten unterlegt mit literarischen Zitaten. Bettina wusste, dass ihre Mutter in solchen Momenten litt, auch wenn sie gute Miene zu machen suchte.

Bettina hatte sich einmal aus einem Roman herausgeschrieben, dass „der einzige Reiz der Ehe ist, daß sie ein Leben der Täuschung für beide Teile absolut notwendig macht“. Die Figur in dem Roman hieß *Lord Henry*, aber auch *ihr* Henry hätte dies wohl so sagen können, oder ihr Vater – oder auch: sie selber. Und das natürlich im Grunde, ohne irgendetwas davon zu verstehen.

Ihr kamen ihre Großeltern in Dresden in den Sinn, von deren Ehe sie nichts wusste, und auch nichts vom Familienleben mit ihrem Vater als kleinem Jungen.

Für Bettina stand seit langem fest, dass sie später Kinder haben, aber nie heiraten würde.

Inzwischen waren die beiden an ihrem alten Fischkutter angelangt. Sie hatten diesmal den Bahndamm nicht vorzeitig verlassen, um durch die Höfe zu ihrem Wohnblock zu gehen, sondern waren erst am Rodelberg abgebogen.

Jetzt stellte sich Henry wieder ans Steuerrad, und Bettina hockte sich in das Boot und ließ *ihre Hand auf dem Rande des Kahnes ruhen*. In der anderen hielt sie den Gedichtband, es war inzwischen viel zu dunkel, um lesen zu können, aber die Konturen des flüchtenden Sisyphus waren noch erkennbar. Henry sah an ihr *vorbei in die Ferne* und drehte schweigend das quietschende Rad. Wohin mochte er gerade unterwegs sein, verließ er die Mellensee in Richtung Eriesee oder auch Schwarzes Meer, um ins *Taurerland* zu gelangen? Und sie, Bettina, wonach verzehrte sie sich? Sie spürte auf einmal Heimweh: nach Dresden,

nach Kindheit, obwohl sie doch selbst vor kurzem noch ein Kind gewesen war. Aber es *heimelte* sie auch hier mit Henry in der Mellensee *an*, und auf einmal überkam sie wieder die Sehnsucht, die wohl doch ihre stärkste war, auch wenn sie sich immer mal in ihr versteckte: die Sehnsucht nach dem Schreiben. Bettina hielt plötzlich den Zeitpunkt für gekommen, Henry ihr Geheimnis anzuvertrauen.

Sie druckte erst ein wenig herum, kam dann aber doch in einen Erzählfluss, breitete vor Henry ihr Innerstes aus, sprach von Dresden und ihren Großeltern, und schließlich sagte sie ein Gedicht auf, das sie nach einem der Besuche bei ihrer Vatioma geschrieben hatte und auf dessen letzten Vers sie unglaublich stolz gewesen war:

### *Salziger Wein*

*Opa würde jetzt sagen:  
Trink dein Glas aus,  
Du bekommst noch ein neues.  
Ich schlucke den salzigen Wein.*

Erwartungsvoll schaute Bettina Henry an. Der schien nicht recht zu wissen, was er dazu sagen sollte, und fragte dann dreimal nach, ob das wirklich ein richtiges Gedicht sei und was denn die letzte Zeile zu bedeuten hätte, es gäbe doch gar keinen salzigen Wein.

Bettina war wie vor den Kopf gestoßen. Das erklärte sich doch von selbst. Tränen der Trauer hatten den Wein versalzen und zudem einen Kloß im Hals verursacht, ein Trinken im Sinne von Genießen war unmöglich geworden, Tränen und Wein konnten nur noch hinuntergeschluckt werden.

Der Zauber war verflogen, Bettina wollte nur noch nach Hause, zum langen Bücherregal im Korridor. Dort musste sie nicht lange nach den Versen von Heinrich Hei-



ne suchen, an die sie nach Henrys Reaktion auf ihr Gedicht sofort voller Sarkasmus gedacht hatte:

*Und wenn du schiltst und wenn du tobst,  
Ich werd es geduldig leiden;  
Doch wenn du meine Verse nicht lobst,  
Laß ich mich von dir scheiden.*

Antje Göhler

# Balcke

oder

Der hypermoderne  
Prometheus



Kurzroman

REGENBRECHT VERLAG

Antje Göhler

Balcke oder Der hypermoderne  
Prometheus:

Kurzroman

Regenbrecht Verlag

Berlin, 2018 – 9,90 €

120 Seiten

ISBN: 978-3-826073-02-1

In diesem Berlinroman sind Zeit und Raum aus den Fugen geraten, die Hauptfigur Janet hat etwas Geheimnisvolles, auch Unheimliches an sich. Ihre Obsessionen ermöglichen ihr ein abenteuerliches Reisen in der Zeit, bringen sie aber auch an den Rand des Wahnsinns. »Als er aufsaß, trafen sich plötzlich meine und seine Blicke und er prallte zurück, als hätte er ein leibhaftiges Gespenst gesehen. Was er ja auch hatte, nur war das außer ihm bisher keinem so ergangen. Auch Ernst schien weder Anton noch mich wahrzunehmen, kümmerte sich jetzt lediglich um seinen völlig verstörten Freund. Der Blick von Hans hatte aber auch mich ›Gespenst‹ tief erschüttert, es war, als hätte ich in einen dunklen Abgrund geschaut. Gespenst Janet und Gespenst Anton hatten jetzt aber wirklich andere Sorgen: Wir mussten zusehen, wie wir aus der Vergangenheit des Frühjahrs 1910 wieder in die Gegenwart des Herbstes 1985 gelangten.«

LITERATURWISSENSCHAFT



Antikerezeption im literarischen  
Expressionismus

Antje Göhler

Antje Göhler  
Antikerezeption im  
literarischen Expressionismus

Dissertation

Frank & Timme  
Berlin, 2012 – 98 €

538 Seiten

ISBN: 978-3-86596-377-2

Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Einerseits: Eine jugendliche Protestbewegung, die sich den radikalen Traditionsbruch auf die Fahnen geschrieben hat, und eine Rückbesinnung auf das ›Alte‹, die Antike – wie passt das zusammen?

Andererseits: Wird man mit derartigen Verkürzungen dem literarischen Expressionismus und der Antikerezeption gerecht?

Die Verfasserin versucht, der Sache auf den ›Grund‹ zu gehen, und bedient sich im ›Labyrinth‹ zwischen Tradition und Traditionsbruch einer auf den ersten Blick überraschenden Orientierungshilfe.